

Der Wanderer

im Riesengebirge.
Organ des Riesengebirgs-Vereins.



Beitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Nr. 8.

Erscheint in monatlichen Nummern.

37. Jahrg.

Laufende Nr. 418. ||

Hirschberg, den 1. August 1917.

Band XV.

1. Der Hauptvorstand des Riesengebirgs-Vereins (Seydel): Max Baensch-Schmidlein †.
2. Prof. Dr. Rosenberg (Hirschberg): Ins Gebrige!
3. Dr. Baer (Hirschberg): Baensch-Schmidlein †.
4. Dr. Adam, Geh. Sanitätsrat (Flinsberg): Höhenlonne.

5. Richard Senff (Potsdam): Unter heimlicher Wald als Kriegshelfer.
6. Rehm, Amtsgerichtsrat (Neumarkt): Aus der Jugendzeit.
7. Siegfried Sieber: Bei den deutschen Gebirgstruppen.
8. Frau Marie Hoppe †.

9. Jubiläum der Josephinenhütte.
10. Wilhelm Müller-Rüdersdorf: Des Glücks Brücke.
11. Roland Betsch u. Georg Schütz: Flinz und Flüsse.

Am 25. d. Mts. starb zu Hirschberg nach langen, mit großer Standhaftigkeit ertragenen Leiden, im Alter von 64 Jahren, unser vieljähriges Mitglied,

Herr Max Baensch-Schmidlein,

Amtsvorsteher und Oberleutnant a. D.,
ehemaliger Landtagsabgeordneter des Kreises Hirschberg.

Er war es hauptsächlich, der die Freundschaft mit unserem österreichischen Bruderbunde pflegte und befestigte, der den Gedanken der Schülerherbergen mit Begeisterung ergriff und auch in unserem Gebiet zur Ausführung brachte. Er hat als Abgeordneter und in vielen Ehrenämtern für die Wohlfahrt des Riesengebirgsgaues im allgemeinen, besonders aber nach den verheerenden Überschwemmungen für den Ausbau unserer Wallerläufe die segensreichste Tätigkeit entfaltet.

Seinen Freunden der treueste Freund, seinen Mitmenschen der dienstbereiteste Helfer, ein begabter, kluger, reiner, hochherziger Mann, so wird er bei uns allen in dankbarer Erinnerung fortleben.

Von gleichen Gefühlen bewegt betrauert mit uns der österreichische Riesengebirgsverein das Dahinscheiden dieses von ihm so hochgeschätzten Mannes.

Hirschberg, den 26. Juni 1917.

Der Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins.
Seydel.

Ins Gebirge!

Von Professor Dr. Rosenberg (Hirschberg).

Wer diese Überschrift so deutet, als ob ich die gewohnten Scharen wieder wie in den Friedensjahren ins Gebirge laden wollte oder gar noch größere wünschte, der würde mich zu unserem Landrat, zu unseren Bürgermeistern, zu unserer ganzen Verwaltung in ein schiefes Verhältnis zu setzen versuchen. Sie alle haben abgeraten, sie haben sich vor zu großem Zuzug von Fremden geradezu gefürchtet, freilich noch mehr vor den zahlreichen Gästen, die nicht blos für die Erholungszeit hier „Gäste“ sein, sondern für den Winter, nachdem sie längst wieder in die mageren Großstädte zurückgekehrt sind, noch Vorräte bergen, noch, wie es jetzt nun einmal leider dem deutschen Sprachschatz einverleibt ist, „hamstern“ wollen. Nein, solche brauchen wir nicht; wir laden sie nicht, denn jeder hat jetzt mit sich reichlich zu tun, und auch wir, die wir in feinem landwirtschaftlichen Überflusskreise leben, wollen im Winter, während des ruhmreichen, alle Begriffe von Heldenmut übersteigenden, aber doch so leidvollen Krieges, leben und, wie es wieder so ein modernes, jetzt aber schon verbrauchtes Wort geworden ist, „durchhalten“. Nein, — wir wollen nur unsere Kranken rufen, die in Warmbrunns Gesundborn, in Sinsbergs sprudelnden Wassern, in der würzigen Luft unserer Wälder, in den stählenden Luftwellen des Kamms ihre gefährdete Gesundheit wiedererlangen wollen — diesen wollen wir ein herzliches Willkommen zurufen und ihnen verheißen, daß sie bei uns außer dem, was sie zur Gesundung brauchen, auch wohl noch so viel zur Ernährung finden, wie sie es auch vielleicht zu Hause finden würden. Und auch die Wanderer wollen wir froh begrüßen, die mit dem aus Eigenem selbstgefüllten Rucksack zufrieden und frohen Sinnes ihre Straße ziehen, und endlich unsere Freunde vom Riesengebirgsverein, die schon in den Friedensjahren freudig ihre Opfer dem Vereinsammler dargebracht haben, ihr Dankopfer für all das Schöne, das sie mit Hilfe des Vereins aufgefunden, genossen, gesehen und erlebt haben, — wenn sie sehen wollen, ob alles noch erhalten ist, ob alle Schönheiten noch erkannt und gewürdigt werden, und ermessen, vor welche Aufgaben der große Verein im Frieden gestellt ist und in welcher phönixartigen Weise er nach diesem ersehnten Schluß der furchtbaren Kriegszeit sich wieder erheben wird. Denn daß wir einen ehrenvollen Frieden erleben werden, daß unser R.-G.-V. in die neue große Zeit hineinwachsen wird, ebenso wie er fast vierzig Jahre des herrlichen Friedens im Schlesierland vergoldet hat, davon sind wir fest überzeugt. Es wird auch für uns der Krieg in mancher Beziehung ein „Vater der Dinge“, wie ihn schon Heraclitos von Ephesus nannte, sein müssen: es schlußmerte in tiefem Schlaf in Tausenden und Abertausenden, — den Scharen, die wir herbeizauberten und nun nicht mehr los werden — der Gedanke: Wer hat die Wege, die zu den Oasen der Menschheit führen, geschaffen und gangbar gemacht? Wer hat die Tafeln und Wegzeichen gesetzt, die uns von Führern

freimachen und uns frei unsere Straße ziehen lassen? Wer hat uns aufgeklärt über Volkscharakter und Sitten? Wer hat das Museum geschaffen mit seinen alles verdeutlichenden Schätzen? Wer ist außer den großen Wohltätern unserer Gegend — ich mag sie nicht mit Namen nennen, Ihn, der den ganzen Waldgürtel besitzt und in der vornehmsten Weise beherrscht, und Ihn, der für seine Arbeiter und alle guten Bestrebungen stets eine offene Hand und für ihre Gedanken das reifste Verständnis hat; es weiß ja jeder, wen ich meine — wer ist in unserem Gebirge derjenige gewesen, dem das Aufsteigen zur Höhe, die Entwicklung von Armut zum Wohlstand, das Bekanntwerden im großen Deutschland zu verdanken ist? Die richtige Beantwortung dieser Frage gelingt nicht mehr allen. Dieses Gefühl ist vielen verloren gegangen. Man nimmt die Vorteile des Vereins mit und ist oft nicht einsichtsvoll oder vornehm denkend genug, um sich selbst durch einen Jahresbetrag an dem schönen Werke zu beteiligen. Man vergisst, daß auch unser großer Riesengebirgsverein, als einer, der auf die in den Naturreizen liegenden Genüsse, auf reine, nichts kostende, wohl aber die Seele füllende Ergötzungen hier zuerst und mit Glück hingewiesen, diese Gedanken gehabt, gepflegt und in Taten umgesetzt hat, sein wenn auch bescheidenes Teil hat an dem Heldenmut, dem Sinn und Denken unserer Helden, die in ihren Briefen und Karten zeigen, daß sie auch in Feindesland an der Natur sich erlaben, die Liebe zu ihr nicht verlieren und sie mit der heimatlichen Flur in ein inneres Verhältnis setzen. Und wie muß erst in dem neuen Deutschland, das wir erleben müssen, dieser ideale Zug gepflegt werden, sich Geltung verschaffen, die Gesamtheit durchdringen, damit seine Bürger sich nicht wieder blos an den Genüssen des Körpers, an flüchtigem Sinnesgenuss erlaben, daß sie, die ärmer geworden sind an materiellen Gütern und nie mehr zu dem alten Wohlleben den Weg zurückfinden werden, in der Natur ein Heilmittel, einen „Ersatz“ finden für das, was einstens leider das Lösungswort war! Nein: der Riesengebirgsverein wird, weil er die ewig unveränderliche Natur zu seiner Göttin macht, auch diese schwere Entscheidungsstunde unseres Volkes überdauern und zu neuem Leben erwachen in einem Reiche, das ideale Bestrebungen hochhält, und bei Menschen, die nicht blos im körperlichen die Schönheit und im sinnlichen Genuss ihr Ziel sehen. Wie jetzt, wenn er die Menschen hierher ziehen sieht, die im Gebirge nichts als gut essen und trinken wollen, so wird er auch später von allen jeden sagen: odi profanum vulgus et arceo (ich hasse das gemeine Volk und halte es mir fern), er wird aber freudig begrüßen und bei sich aufnehmen die, die da Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet sagen — von der Größe oder Lieblichkeit der landschaftlichen Reize entzückt und mit „idyllischer“ Kost d. h. mit den alten gerühmten Milch- und Eierspeisen zufrieden, und aufgenommen werden wollen in den Kreis derer, die das kleine Opfer nicht scheuen, das sie dem Kreise der Naturfreunde einverleibt.

Es war mir doch recht eigenartig zu Mute, als ich neulich von der Hauptverammlung des österreichisch-deutschen R.-G.-V. las, daß ein Wohltäter den großen Sefhlbetrag, den der Krieg mit seinen traurigen Begleiterscheinungen gezeitigt, aus eigenen Mitteln gedeckt habe. Gewiß, wir haben auch solche edle Männer, auf die wir uns, wenn es sich immer mit unserer Sache stehen würde, verlassen könnten — aber wie zahlreich sind doch auch anderseits jene Herren bei uns, die die Kriegsvergünstigungen, die unser Verein doch nur für wirtschaftlich Bedürftige geboten hat, ohne Dank annehmen, die den Krieg als Vorwand gebrauchen, um auszuscheiden, als ob nicht gerade jetzt dem Vereine alle Kraft zugeführt werden müsse, der mit so vielen idealen Vereinen zusammen die Aufgabe hat, Tausenden und Abertausenden eine Freude zu bereiten, die ihnen nichts kostet, nichts schadet, sondern kostliche Stunden gewährt, indem er sie auf einen Bundesgenossen hinweist, der treuer als Italien, neidloser als alle Neutralen sich stets gleich bleibt, auf die Natur, die dem, der mit ihr Zwiesprach zu halten versteht, eine Quelle reiner Freuden gewesen ist, ist und sein wird. Nein, unser schönes Gebirge soll nach dem Ende des Krieges nicht blos mehr besucht — es ist ja selbstverständlich, daß bei der offenbar gewordenen Feindseligkeit der Ausländer die Heimat einen Kriegsgewinn davon tragen wird — sondern mehr gewürdigt und mit tatenfroher Liebe beglückt werden.

Baensch-Schmidlein †.

Wer ein höheres Alter, also etwa das 60. Jahr erreicht, wo die Lebensarbeit so ziemlich als abgeschlossen gelten kann, der sollte nicht versäumen, eine Darstellung seines Werdeganges und seiner Erlebnisse aufzuschreiben. Es muß ja für jeden denkenden Menschen von hohem Reiz sein, einmal den inneren Zusammenhang seiner Entwicklung, das geistige und körperliche Erbe seiner Ahnen, seine Erziehung, die äußern Schicksale die auf ihn gewirkt haben, durchzudenken, als auch seinen Nächsten, also seiner Familie, davon Rechenschaft zu hinterlassen. Noch willkommener aber erscheint es, daß ein Mann, der im öffentlichen Leben gestanden und einen mehr oder minder großen Einfluß auf seine Gemeinde, auf größere Verbände oder gar den Staat ausgeübt hat, dem Biographen zuverlässige Mitteilungen über sein Leben und seine Wirksamkeit in die Hand legt.

Es ist gewiß nur übergroße Bescheidenheit gewesen, daß unser Freund Baensch-Schmidlein das nicht getan hat. Und so bin auch ich nur in der Lage, einen kurzen Überblick über das Leben dieses begabten und bedeutenden Mannes, eine unvollständige Würdigung seiner Verdienste zu geben, denn nur etwa in der letzten Hälfte seines Lebens habe ich ihm nahe gestanden.

Sein Vater Baensch war der Besitzer des ersten Gasthofes in Bolkenhain, des schwarzen Adlers am Markte. Bei seinem frühen Tode 1860 hinterließ er zwei Söhne, einen älteren, der im Kriege von 1870 als Husar bei einem Patrouillenritt fiel, und unsern Max, der am 24. September 1852 geboren war. Die Witwe verkaufte ihr Anwesen und zog mit den Kindern

nach Jauer, heiratete aber 1861 den Ritterguts-pächter Schmidlein in Alt-Röhrsdorf bei Bolkenhain, der, als er 50 Jahr alt war und selbst keine Nachkommen hatte, seinen Stieffohn adoptierte. Daher der Doppelname Baensch-Schmidlein.

Max besuchte zunächst die Dorfschule zu Alt-Röhrsdorf, wurde aber bis zu seiner Einsegnung vom katholischen Pfarrer daselbst fürs Gymnasium vorbereitet, das er zunächst in Liegnitz, dann in Jauer, als dort ein solches gegründet wurde, besuchte. Da er sehr lang und schmal aufgesessen war, ging er auf den Rat der Ärzte in der Sekunda ab und wandte sich der Landwirtschaft zu. In Brechelshof bei Jauer machte er seine Lehrzeit durch. Als der Krieg 1870 ausbrach, wollte er durchaus als Freiwilliger ins Heer eintreten, wurde aber überall abgewiesen. Es gelang ihm erst nach dem Kriege sein Jahr bei den Neunzehnern in Jauer abzudienen, und 1873 wurde er Reserve-Offizier. 1875 bis 1881 war er als landwirtschaftlicher Beamter bei der Witwe Zuder in Nieder-Würgsdorf bei Bolkenhain beschäftigt, später als Oberinspektor bei Frau Amtsrat Meyer in Luschwitz bei Poln.-Lissa, wo er Gelegenheit hatte, polnisches Wesen, sowohl in Arbeiter- wie in herrschaftlichen Kreisen kennen zu lernen. Dann aber sollte er die väterliche Pachtung beim Grafen Hoyos übernehmen; doch da ihm dieses Unternehmen nicht aussichtsreich schien, stand er davon ab. Inzwischen hatte er durch seine Gräbschener Verwandten in Breslau gelegentlich des Maschinenmarktes die Tochter des Mühlenbesitzers Hellmich aus Schalkau bei Schmolz kennen und lieben gelernt. Er heiratete sie 1885 und kaufte ein kleines Gut in Lichtenwaldau bei Bunzlau, das er aber bald wieder veräußerte. Auf eine Anregung des Grafen Stolberg in Jannowitz bezog er das Schloßchen in Kupferberg und vertrat dort zwei Jahre lang den Bürgermeister. Dann siedelte er 1889 nach Straupitz bei Hirschberg über, wo er Amtsvorsteher und Mitglied des Kreisausschusses wurde. Im Jahre 1893 wählte ihn der Kreis Hirschberg zum Landtagsabgeordneten: als Mitglied der freikonservativen Partei hat er diesen Wahlkreis zusammen mit seinem Freunde Seydel 15 Jahre lang vertreten.

Viel reicher, als der äußere, so einfache Lebensgang vermuten läßt, waren die inneren Erlebnisse dieses Mannes und die Wirkungen, die von ihm ausgingen. Er besaß eine ganz außerordentliche natürliche Rednergabe, in der er von einer mächtigen Stimme unterstützt wurde, ein sehr gutes Gedächtnis und regen Sinn für die Geschichte, besonders Deutschlands und Österreichs, die er auch in kleinen Einzelheiten beherrschte. Wenn er die Veteranen von 1866 auf die böhmischen Schlachtfelder führte, konnte er ihnen freie Vorträge über die Aufmärsche und Gefechtsstellungen aller Truppenteile in den verschiedenen Phasen des Kampfes halten. Von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, bewahrte er sich doch eine durchaus freie, vorurteilslose Auffassung der geschichtlichen Entwicklung und der gegenwärtigen politischen Zustände. Allen Extremen war er abhold, so auch auf religiösem Gebiet. Obgleich er niemals seine Zugehörigkeit zur katholischen Kirche verleug-

nete, achtete er doch die Überzeugung Andersgläubiger. Bezeichnend hierfür ist, daß Gustav Freytag, dessen Bild stets auf seinem Schreibtisch stand, sein Lieblingschriftsteller war. Hervorragend war sein Organisationstalent, das ihn besonders zu öffentlichen Ämtern befähigte; und ich glaube, an die richtige Stelle zur rechten Zeit gesetzt, würde er eine hohe Stufe auf der Beamtenlaufbahn erreicht haben. Aber alles Bürokratische war ihm zuwider. Nicht mechanisch nach Paragraphen, sondern nach seinem Gewissen und nach seinem auf sorgfältiger Prüfung beruhenden Urteil behandelte er jeden amtlichen Fall. Und immer war er leutselig, gefällig, hilfsbereit. Sein Herz trieb ihn, auf die Besserung der Stellung der Gendarmen hinzuwirken, sein Herz, die Not der durch Hochwasser Geschädigten zu lindern, sie vor neuen Gefahren durch Ausbau der Flüsse zu schützen und dadurch den Wert ihrer Grundstücke zu erhöhen, sein Herz endlich, in uneigennütziger Weise die oft sehr verwinkelten Geschäfte von Witwen und Waisen als sachkundiger Ratgeber zu ordnen.

Aber was hat unser Baensch-Schmidlein im Riesengebirgsverein geleistet? Zunächst hat er die Ortsgruppe Straupitz-Grunau gegründet, ja trotz der gefährlichen Nähe von Hirschberg zu selbständiger Blüte gebracht und mit außerordentlichem Erfolge geleitet. Er war es ferner, der als Hauptvorstandsmitglied unsere Verbindung mit dem österreichischen Bruderverein pflegte und zu einem freundshaftlichen Zusammenwirken führte. Denn von jeher hatte er eine Vorliebe und ein feines Verständnis für die Deutschen im benachbarten Kaiserstaate, und bei geselliger Unterhaltung erzählte er gern und behaglich drollige Geschichten aus dem Bruderlande, mit dem er auch durch verwandschaftliche Bande verknüpft war. Auf seine Anregung wurde den hier im Jahre 1866 verstorbenen österreichischen Kriegern auf dem alten katholischen Kirchhofe der Warmbrunnerstraße ein würdiges Denkmal gesetzt. Mit den Führern des österreichischen R.-G.-V., den Piette, Rotter, Suske usw. trat er bald in ein inniges Verhältnis, und so brachte er auch den von Jenen angebahnten Plänen zu den Schülerherbergen eine warme Sympathie entgegen, gegen die anfangs von uns mancherlei Bedenken erhoben wurden. Er aber wußte alle diesseitigen Widerstände zu überwinden; mit welchem segensreichen Erfolge liegt jetzt offen zu Tage. Er hat auf unserem Gebiete fast alle Schülerherbergen durch Verhandlungen mit den Wirten gegründet, geleitet und verwaltet, eine große Arbeitslast, die ganz im Stillen getragen wurde. Von der Wertschätzung, die unser Baensch-Schmidlein jenseits der böhmischen Grenzpfähle genoß, geht aus einem Schreiben Guido Rotters aus Hohenelbe hervor, worin es heißt:

Wie groß der Verlust ist, den die beiden Riesengebirgsvereine mit dem Heimgange des Unvergesslichen zu beklagen haben, läßt sich in Worten nicht wiedergeben. Wir fühlen dies und wollen unsere große Dankeschuld dadurch abtragen, daß wir das Andenken an den Verstorbenen immer in Ehren halten und in seinem Geiste für unser schönes deutsches Riesengebirge mit Einsatz all' unserer Kräfte tätig sein wollen."

Schwere Prüfungen, die jedes Menschenleben zu erdulden hat, sind ihm nicht erspart geblieben. Daß er oft verkannt und mit Undank belohnt wurde, daß er als politischer Mann Gegner und Feinde hatte, berührte ihn nicht allzutief. Aber körperliche Leiden hemmten manchmal lange seine Tätigkeit. So wurde er in der Zeit seiner Zugehörigkeit zum Landtage von einer sehr schweren Ischias befallen, die den hochgewachsenen kräftigen Mann zum Krüppel zu machen drohte. Ärztlicher Kunst gelang es durch eine schmerzhafte Kur ihn wieder herzustellen. Nach und nach aber versagte Herz und Lunge. Drei Jahre etwa dauerte das Siechtum, in dem seine Kräfte immer mehr schwanden; aufs liebenvollste in dieser Zeit von seiner Gattin gepflegt, schlummerte er am 25. Juni 1917 sanft ins Jenseits hinüber, auf den Tod gefaßt, aber ohne die Erlösung seines heißgeliebten Vaterlandes aus diesem schweren Kriege erlebt zu haben.

Am 28. Juni, dem denkwürdigen Tage, an welchem vor drei Jahren die folgenschwere Schreckenstunde von Serajewo durch die Länder flog, wurde unser Freund zur letzten Ruhe bestattet. Selten haben wir eine so erhebende Feier erlebt. In der neuerrichteten Begräbnishalle des Kommunalfriedhofs war der Sarg aufgestellt, begraben unter einer Hülle der schönsten und kostbarsten Kränze und sonstigen Blumenspenden. Draußen standen die Kriegervereine drinnen hatten sich die Leidtragenden mit ihren Freunden versammelt. Es war ein überwältigender Anblick als plötzlich 28 Fahnen der Kriegervereine hereingetragen und auf beiden Seiten des Mittelschiffs aufgestellt wurden. Erzpriester Horche, selbst sichtlich ergriffen von dem Tode des befreundeten Mannes, hielt eine hinreißende Trauerrede über das Thema „Aber das Größte ist die Liebe“, worin er den Lebensgang und die Verdienste des Entschlafenen würdigte. Am Südrande des prächtigen Birkenhains, wo man unser ganzes Riesengebirge so schön überblickt, wurde der Sarg unter den Klängen militärischer Musik, sowie Segen und Gebet des Priesters der Erde übergeben. Unser Freund war „zu Hause“, wohin er sich so oft in leidvollen Stunden gesehnt hatte.

Dr. B a e r.

Dr. Adam, Geh. Sanitätsrat (Slinsberg): höhensonne*). Von S.-R. Dr. Friß Schanz-Dresden (Sond. Abdr. aus Strahlentherapie, Bd. VIII, 1907.) Wiederum hohe, zukunftsfrische Gedankenfälle auf wissenschaftlichen Grundlagen: „Worin mag die Wirkung des Sonnenlichts bei der heliotherapie begründet sein?“ Das Spectrum des Sonnenlichts ist wesentlich fürchter als das der Bogen- und Quarzlampen; es zeigt aber bei Ballonhochfahrt bis 8000 m fast die gleiche Ausdehnung wie in der Ebene von Potsdam, Kairo, Südafrika. Jene Verkürzung dürfte darin liegen, daß der glühende Sonnenball mit einem Dunstkreis umgeben ist, der manche Lichtstrahlen völlig verschluckt. Und auch beim weiteren Durchgang durch die Atmosphäre werden noch Lichtstrahlen stark verändert, sowie durch Wolken, Nebel, Verunreinigungen der Luft, manche andre aus dem Strahlengemisch abgesplittet, besonders die kurzwelligen blau- und ultravioletten, auf welchem Vorgang die gelbe Farbe der Sonne und die blaue des Himmels beruht.

*) Nach einem Vortrag des Dr. Schanz vom 18. 11. 16. in der Dresdener Natur- und Heilkunde-Gesellschaft. In Nr. 20 der Schles. Ärzte-Correspondenz vom 1. 7. 17 heißt es dazu: Diese Ausführungen des Dresdener Augenarztes Dr. Schanz eröffnen für Kranke, für Kurorte und ihre Führer helle, fröh-

Wäre die Erde ohne Atmosphäre, so müßte der Himmel schwarz aussehen. Diese Zerteilung der Lichtstrahlen beim Durchgang durch die Atmosphäre ist auch Ursache, daß die Schatten im Hochgebirge schwärzer scheinen als in der Ebene. — Auf dem Gehalt des Tageslichtes an kurzwelligen ultravioletten Strahlen beruhen die Erfolge der Heliotherapie, die im Hochgebirge zur Winterzeit am besten sind. In der Ebene finden sich dagegen solche Strahlen noch genügend in der Sommerzeit. In den Mittelgebirgen, an der See haben wir noch Factoren, die wahrscheinlich die Lichtwirkung auf Organismen zu steigern vermögen, und die im Hochgebirge fehlen: Mit Mineralwässer-Trinkturen führen wir Stoffe ein, welche nach Art der Katalysatoren diese Licht-Wirkungen steigern, und in den Mineral- und Seebädern wird durch Tränkung der Haut gleiches erreicht. Trink- und Badekuren sind, bei Lichte beobachtet, eine *Lichttherapie*. Für die Indikationstellung bei solchen Lichtturen mangeln noch vielfach die wissenschaftlichen Grundlagen. Deshalb hat auch die Naturheilmethode in dieser Beziehung neuerdings an Kredit verloren. Wir in der Ebene und in Mittelgebirgen müssen einen Teil des Jahres versuchen, durch künstliche Beleuchtungsarten das Tageslicht mit kurzwelligen, violetten Strahlen anzuteilen und durch Bade- und Trinkturen die Lichtwirkung steigern. (Die Quarzlampe, die sogen. künstl. Höhensonnen, ist bei örtlichen Hautkrankheiten wohl verwendbar, dürfte jedoch für innere und allgemeine Erkrankung ein abzulehnen sein.)

R i c h a r d S e n n f (Potsdam): Unser heimischer Wald als Kriegshelfer. Der friedliche, stille Wald, der uns allein die Natur fast in ihrer ursprünglichen Gestalt zeigt, der unseren Vorfahren als Sitz der Götter heilig galt, der heute noch unserer Märchen und Sagen lieblicher Heimgarten ist, blieb, wie fast alles andere in der belebten und unbelebten Natur auch vom Einfluß des furchtbaren Völkerringens nicht verschont. Wie weit er draußen im Feindesland den kämpfenden Heeren dienstbar ist, wie er ein entschiedener Vorteil ist für dasjenige Heer, das in seinem Besitz ist, und ein schweres Hindernis für das Vordringen der Armee, die um ihn erst kämpfen muß, das sei hier unerörtert. Auch der furchtbare Waldvernichtungen und Verwüstungen, die der Krieg mit sich bringt, sei hier nicht gedacht, so sehr bedauerlich sie auch sind. Von unseren heimischen Wäldern soll die Rede sein, denn auch sie haben Kriegsdienste zu leisten. Es handelt sich dabei vorwiegend um Ersatzlieferungen für Stoffe, die wir vordem ganz oder teilweise aus dem Auslande erhielten, sowie für solche, in denen infolge des Krieges ein größerer Bedarf vorliegt. Die Mehrheit unserer Bevölkerung hat kaum eine Ahnung, wie groß und wie hoch der Wert der Nutzung unserer Wälder ist, geschweige denn, daß sie diesen Wert dankbar anerkennt. Allein die Nebennutzung des Waldes, die er umsonst oder gegen geringes Entgelt alljährlich besonders den wirtschaftlich Schwachen überläßt, schätzen Sachverständige auf 25 Millionen Mark. Davon entfallen auf Leinholz 6 Millionen, 3 Millionen auf Gras, 10 Millionen auf Beeren, 3 Millionen auf Pilze, 1 Million auf Kräuter 2 Millionen auf Baumfrüchte. Hierbei ist garnicht in Betracht gezogen, daß die Ausnutzung jetzt in der Kriegszeit eine weitaus intensivere ist als zu gewöhnlichen Zeiten, in denen noch manches zugrunde geht, was der Ernährung von Menschen und Tieren nutzbar gemacht werden könnte. Ohne Schaden kann dem Walde

zu begrüßende Aufgaben praktischen und wissenschaftlichen Inhalts, zumal in einer Gegend wie Schlesien, die so reich an Gebirgen und Kurorten ist wie wenige vaterländische Bezirke. — Welche Gruppen von Mineralwässern werden wohl in der Lichtbehandlung als Hilfskräfte besonders in Frage kommen? Ob vielleicht die Radiumhaltigen Heilquellen dabei als Spaltenreiterin sich zeigen werden? Und in welchen Tagesstunden der einzelnen Monate läßt sich in ein oder dem anderen Mineralwasser-Orte diese Höhensonnen-Wirkung am wertvollsten einschalten? — Ob nicht das gesamte Kurorte-Regimen mehr oder weniger Umgestaltung in bezug auf die Zeitlage des Trinkens und Badens erfahren wird, wenn künftig noch mehr Gewicht auf die Sonnenschein-Stunden gelegt wird, so zwar daß die Dormittagszeit hauptsächlich der Sonnen- und Luftluft gewidmet würde, die Heilbäder aber mehr nachmittags und abends ihre geeigneteren Stelle fänden, wodurch letzteres ja sowieso schon vielfältig empfohlen und durchgeführt wird? Welch weite, hoffnungsfrohe Ausblide, besonders auch für unsere schlesische Heimat erscheint!

Heidekraut und beträchtliche Laubmengen, die im Herbst von den Bäumen fallen, und ebenso die abfallenden Nadeln als Streu für das Vieh entzogen werden. Welchen Wert die Jagdbeute gerade jetzt in der fleischarmen Kriegszeit hat, die schon in Friedenszeiten 20 Millionen Mark betrug, braucht nicht besonders betont zu werden. Die Jagdfarten trugen der preußischen Staatskasse 1903 allein $2\frac{1}{2}$ Millionen Mark ein. Damit ist aber dann die Nebennutzung, die der Wald als Kriegshelfer bietet, noch nicht erschöpft. Er bietet den Hausfrauen abgesehen von Pilzen und Beeren auch noch andere Ersatzmittel für beschlagnahmte Küchenwerte, die wohl beachtenswert sind. Einen vorzüglichen Tee geben die behaarten Brombeerblätter, der vom chinesischen Tee kaum zu unterscheiden ist. Auch getrocknete Erdbeerenblätter sind zur Tebereitung sehr geeignet. Sie finden sich oft unter den billigen chinesischen Tee gemischt, ohne daß der Käufer etwas davon merkt. Guten Tee liefern auch die Wachholderbeeren. Dazwischen den Hausfrauen auch das so wertvolle Speiseöl ersezten kann, wird nicht allgemein bekannt sein. Ein Kriegshelfer in dieser Beziehung ist zunächst der Haselstrauch. Seine Frucht, die Haselnuss, ist nahrhaft wegen ihres Inhalts an Stärke, Öl und Eiweiß. Der Wohlgeschmack beruht auf dem Öl. Haselnussöl ist klar und leicht flüssig. Es dient zum Einölen von Uhren und feinen Maschinen, zur Parfümerie- und Seifenfabrikation und als Speiseöl, ganz abgesehen davon, daß die Kerne auch sonst mannigfache Verwendung in der Küche finden. Die Schale läßt sich leicht abziehen, wenn die Kerne kurze Zeit im Wasser gelegen haben. Geröstete und gemahlene Kerne werden mit Milchzucker zu einem Getränk gekocht, das der Schokolade ähnlich ist. Das Holz der Hasel wird, da es zähe ist, zu Stöcken und Winden stets benutzt. Es läßt sich auch bequem spalten, daher dient es zu Flechtwerk und Fahrrämen. Die Holztohle wird von Malern und Bildhauern als Reiztohle benutzt, von Chemikern dem Schießpulver beigemengt und vom Tischler oder Schreiner, soweit es sich um die Baumhasel handelt, zu seinen Möbeln und Schnitzereien verarbeitet. Ebenfalls Öl und sogar auch Seife kann auch der Spindelbaum oder der Pfaffenbüschelstrauch liefern, dessen Holz von jenen besonders zu Zahntochern verarbeitet wird. Die Früchte enthalten nach Prof. Dr. Mehner, chemisch gebunden, Glycerin. Die von einer dünnen Schicht weichen, süßlichen Fleisches umgebenen Samen enthalten zu einem Drittel Öl, dicitflüssig wie Rüböl. Ist dieses Öl auch nicht genießbar, kann es der Chemiker doch spalten, wie andere Zette. Er erhält dann das begehrte Glycerin und als anderes Erzeugnis der Spaltung ein Gemisch von Oelsäure, Palmitinsäure und Stearinäure. Die Stearinäure ist in allen Händen durch die Kerzen. Würde die Spaltung mit Natronlauge vollzogen, so erhielte man die Natronsalze der Säuren, das ist Seife. Glycerin, Seife, Stearinäure, Oelsäure und Palmitinsäure wurden im Frieden aus kolonialen Früchten gewonnen. Jetzt fehlen diese. Glycerin ist direkt Kriegsgut. Glycerin mit Salpetersäure behandelt, gibt Nitroglycerin, das mit Kieselguhr angereichert, der gewaltige Sprengstoff ist, das Dynamit. Der verbreitetste Oelbaum unserer Wälder ist die Buche. Ihre Früchte, die Buchefrucht, die übrigens ähnlich verwendet werden wie Haselnüsse, also auch essbar sind, liefern ein prachtvolles Öl, das dem Olivenöl gleichkommt, klar und hellrot ist, wenn es kalt gepreßt wird. Heiß gepreßt sieht es dunkel aus und schmeckt herb. Es dient als Brem- und Schmieröl. 100 kg Buchedern geben 17 kg Öl. In Friedenszeiten hat man das Öl hauptsächlich in Thüringen, Hannover und am Rhein gepreßt. Die Prekrückstände geben ein nahrhaftes Viehfutter. An anderen Waldfrüchten, die in der Kriegszeit doppelt zu bewerten sind, seien nur noch die Eicheln und die Beeren der Eberesche genannt. Eicheln sind dank ihres Stärkegehalts ein ausgezeichnetes Mastfutter für Schweine. In früheren Jahrhunderten war die Maitnutzung in Deutschland geradezu bedeutend. Der Wert des Waldes wurde nach der Zahl der Schweine bemessen, die er nährte. Karl der Große schützte die Eichen als fruchtbare Bäume durch besondere Gesetze. Die Schweinemast lieferte höhere Erträge als die Holznutzung. Erst durch den Kartoffelbau ist die Maitnutzung entwertet. Gerade der Krieg hat unsere Eichen im bedeutend verstärkten Maße wieder zur Ausnutzung herangezogen, besonders zur Hergabe der Rinde der Jungholzwälder, die zu Gerberlohe verarbeitet wird, mit deren Hilfe man die Tierhäute widerstandsfähig gegen Fäulnis macht und sie geschmeidig erhält. Durch den Wettbewerb des Auslandes verminderte sich der Gewinn

unserer Schälwälder derartig, daß er sich kaum noch verlohnnte. Heute, wo wir vom Ausland abgeschnitten sind, ist die Sache natürlich wieder eine ganz andere. Eichenschälbestände haben heute einen Wert wie nie zuvor. Die Gerber bedienen sich zum Gerben aber auch gern der Galläpfel, besonders geschieht dies in Österreich. Die Galläpfel unserer Eichen sind dazu nicht geeignet. Ihr Gerbstoff, die Gallusgerbsäure, liefert aber in Verbindung mit Eichenalz die unentbehrliche Tinte. Ohne Galläpfel wird Blauholz- und Anilintinte hergestellt. Doch nun zu den Ebereschenbeeren. In der jetzigen Kriegszeit haben die Vogelbeeren, wie man die Früchte der Eberesche auch nennt, einen gar nicht hoch genug zu veranschlagenden Wert und eine sehr große Bedeutung, ganz besonders für Hühnerzüchter. Die Beeren, die eigentlich gar keine sind, sondern kleine Äpfel. Die Eberesche gehört auch ausdrücklich zu den Apfelbaumgewächsen — haben ein sehr saftiges Fleisch und ein Gehäuse mit Kernen wie jeder Apfel. Die Kerne sind eisweitzähnlich und schmecken etwas nussartig. Das Fleisch des Apfels erzeugt den Hühnern, wie Prof. Dr. Mehner, der schon einmal genannt ist, betont, das Grün, das sie im Winter nicht haben können. Die Hühner fressen die Beeren sehr gern, eingesperrte sogar mit Gier. Im Winter ist die Frucht, die sich in kühlen Räumen lange hält und sich auch trocken lässt, ein sehr schätzbares Futter. Einer Bedeutung des Waldes als Kriegshelfer muß noch besonders gedacht werden. Er liefert uns das ganz unentbehrliche Harz, dessen Nutzung Terpentin, Terpentinöl, Harz, Pech, Kolophonium und Ruß ergibt. Da wir Harz infolge unserer wirtschaftlichen Abschließung vom Weltmarkt aus dem Ausland nicht bekommen können, würden abgesehen von der Munitionsfabrikation, von der jetzt fast alles abhängt, ganze Industriezweige feiern müssen. Terpentin bildet einen wesentlichen Bestandteil von Salben, Pfästern und Fliegenleim; Terpentinöl ist bekannt als Reinigungsmittel und wird zur Herstellung von Sirnis, Lack, Süßbodenwachs, Flaschen- und Siegellack verwendet. Das Harz hängt in trockenen Perlen und Klumpen an den Stämmen der Kiefern. Es erzeugt den echten Weihrauch und liefert den für Papierfabriken unentbehrlichen Harzleim. Die Verwendung des Peches ist bekannt, ebenso die des Kolophoniums. Ruß wird bei der Sabrification von Wachstuch und Glanzleder, Stiefelwidaxe und schwarzen Lack verarbeitet. Leinölfirnis liefert schon seit Gutenbergszeiten die Buchdruckerschwärze. Terpentin wird den Kieferstämmen durch die sogenannte Harzung entnommen. Bei uns ist die Harzung bis Kriegsanfang gesetzlich verboten gewesen, weil sie die Güte des Holzes verringert und dem Ungeziefer, den Keimförmern der Pilze und dem Wasser, die Pforten zum Holz öffnete. In Frankreich, Kanada, in Österreich usw. wird die Harzung lange Zeit schon systematisch betrieben, ebenso in Portugal und in Finnland. Als man in England die Erklärung des dortigen Prof. Ramsey vernahm, daß, wenn die Baumwolle Deutschland geliefert würde, die Erzeugung von Munition nicht mehr möglich sei, wurde sofort die Baumwolle als Bannware erklärt. Wieder war es der Wald, der aushalf. Dank der Arbeit deutscher Wissenschaft gelang es, aus den narmelischen Beständen des Waldes einen Zellstoff herzustellen, welcher billiger und weit geeigneter ist als Baumwoll-Linters zur Pulverfabrikation, und längst wird kein Kilo Baumwolle mehr zur Herstellung von Pulver verwendet. Liefert uns der Wald aus seinem Holz doch selbst seit Jahren schon künstliche Seide. Drei große Fabriken in Frankfurt, Elberfeld und bei Stettin sind ihrer Herstellung gewidmet. Richtig präpariert soll sie echte Seide an Vorteilen beträchtlich übertreffen. Die Hauptnutzung des Waldes liegt ja überhaupt im Holz, das unentbehrlich ist zum Innenbau unserer Wohnungen, unentbehrlich beim Bahn-, Berg-, Hafen-, Schiffs- und Straßenbau, unentbehrlich beim Betrieb irgendwelchen Gewerbes, das in der Holzindustrie Tausenden von Familien Verdienst und Lebensunterhalt gestattet. Was wäre heute ein Haushalt ohne Holz! Unsere Erfolge an allen Fronten verdanken wir nicht zuletzt unserem großartigen Eisenbahnnetz. Das wäre aber garnicht denkbar ohne unsern Wald. Auf den Bahndämmen Deutschlands liegen 75 Millionen hölzerner Schwellen. Unsere Eisenbahnen brauchen an Schwellenholz jährlich 1 Million Hektometer. Erhebliche Mengen von Holz stehen im Dienste der elektrischen Fernleitungen. Die deutschen Bergwerke beanspruchen jährlich 4 000 000 cbm Grubeholz. Ebenfalls 1 Million Hektometer verbrauchen jährlich unsere Holzschleifereien, Papier- und Pappfabriken. Das entspricht einer Summe von mehr als 15 Millionen Mark. Der jährliche Ertrag der deutschen Wälder wird auf 50 Millionen cbm

Holz im Werte von über 400 Millionen Mark veranschlagt. Lieben und achten wir also unsern Wald, und danken wir Gott und unseren Helden draußen, daß er uns bis zur Stunde erhalten blieb und, wie wir zuversichtlich hoffen, auch immer erhalten bleiben wird.

R e h m, A m t s g e r i c h t s r a t (Neumarkt): Aus der Jugendzeit. Es gibt, Gottlob, wenige Menschen, denen das Leben von Anfang an so hart mitspielt, daß sie sich nicht gern ihrer Kindheit erinnern. Die Kindheit ist dazu berufen, einen Sonnenstrahl über das ganze Dasein zu werfen, sie ist gleichsam die Vorratskammer, aus welcher das glückbedürftige Menschenherz für das ganze fernere Leben gespeist werden soll. Insbesondere in der jetzigen so schweren Zeit, die unser teures Vaterland durchzufämpfen hat, ist es daher vielleicht am Platze, den Blick rückwärts zu lenken und alte Erinnerungen hervorzuzaubern. Erinnerungen an jene schönste Zeit des Lebens, welche, für mich, innig mit dem lieben Riesengebirge verknüpft sind und von denen ich etwas plaudern möchte; vielleicht klingt beim Lesen dieser Zeilen im Herzen des einen oder anderen eine gleiche Saite mit und führt ihm, selbst draußen im Kampfe längst entchwundene glückliche Erinnerungen und alte Bekannte wieder vor's geistige Auge: Da wir in einer westpreußischen Mittelstadt, weit entfernt von Rübezahls Reich wohnten, waren es naturgemäß nur die Sommerferien, die uns alljährlich die ersehnte Riesengebirgsreise brachten. Wenn nun "die Zeit erfüllt war" und es hieß: Jetzt geht's bald wieder nach Petersdorf! wie jauchzte da mein übervolles kleines Kinderherz; vergessen war alle körperliche Schwäche und die vielfach mich quälenden Schmerzen. Tag und Nacht nur der eine Gedanke: "noch wenige Tage dann . . ." Man konnte ja alle die Freuden nicht ausdachten, die dort winterten. Schon lange vorher schleppete ich der guten Mutter die unglaublichesten Sachen zum Einpacken heran, die ich dort "ganz notwendig" brauchte, die Vorfreude erreichte aber ihren Höhepunkt, wenn ich am Tage vor der Reise mit Wonne auf dem wohlgefüllten Bett sack und Reisekorb herum sprang, nicht achtend der müterlichen Ermahnung, daß darin auch "Zerbrettlches" verpaßt sei. Die erste Station wurde in Breslau gemacht, wo wir bei lieben Verwandten einkehrten. Die große Stadt machte schon damals Eindruck auf mich, wenn sich dieser Eindruck auch natürlich mehr auf dasjenige beschränkte, was das Kinderherz erfreut; wie gern und oft z. B. saß ich in der schattigen kühlen Halle der Liebichshöhe bei einem Gläse "Selter mit," wie töstlich schmeckten die vortrefflichen Würstchen in der jetzt leerer — Nische des alten "Schweidnitzer." Ganz besonders entzückte mich aber das oft besuchte allabendliche Feuerwerk bei "Scholz," einem m. W. längst verschollenen Gartenlokal, ich glaube am Ohlau-Ufer, und im "Zeltgarten," welcher damals Mitte der siebziger Jahre noch wesentlich andere Darbietungen brachte, als später. Nach zwei oder drei Tagen gings den geliebten Bergen zu, in Hirschberg empfangen von dem ersten bekannten Gesicht, einem Petersdorfer Fuhrmann. Zunächst wurden in einem erstklassigen Wurstgeschäft auf dem herrlichen alten Marktplatz besagter Stadt die nötigen Vorräte zur Weiterreise "ins Innere" gekauft, auch einige Paare der trefflichen warmen Würstchen gegessen. Ja — die warmen Würstchen — Im vorigen Sommer kehrte ich zu demselben Zwecke dort ein und erhielt auch solche, nicht jedoch, ohne vorher von der Ladenjungfrau einem hochnotpeinlichen protokollarischen Verhör über meine Personalien unterzogen worden zu sein. Ich kam mir vor, wie der schiffbrüchige Odysseus bei der Frage der Königstochter Nausikaa. „Τις ποθεὶς εἰς ἐριῶν, ποσὶ τοι πόλις ηδὲ τοῦτο εἰ;“ nur, daß ich nicht so naß war, auch etwas mehr anhatte, wie jener. Die "Protokollwürstl" schmeckten aber noch ebenso gut, wie früher die nicht unter staatlicher Autorität verzapften. In Warmbrunn wurden dann bei "Liedl" Schäferbüte mit bunten Bändern und den unvermeidlichen Rübezahlstöcken erstanden und dann "hurrah," da lag das liebe Dörfchen! In Petersdorf hatten wir während der 9 Sommerfrischen stets dieselbe Unterkunft. "Ich könnte es noch zeichnen das kleine, saubere, weiße getünchte Häuschen mit Schindeldach, von lila Clematis und weißen Rosen umspinnen, welche die an der Ecke angebrachte Sonnenuhr fast verdeckten, dicht dahinter floß der Zaden. Der Zaden — das war mein Feld." Was für Freuden brachte er mir mit seinen vielen großen Steinen, seinen winzigen Kataratten, welche regelmäßig dazu benutzt wurden, kleine Mühlräder zu treiben; wie viele leichte Papier-schiffchen trug er auf seiner Flut, welche, wenn sie festsaßen, durch wohlgezielte Steinwürfe wieder flott gemacht werden

mühten. Ich kann nie an Göttheis Worte denken: „Schieße, flüss, das Tal entlang ohne Raft und Ruh, Schieße, flüstere meinem Sang Melodien zu, — ohne daß mir das Bild meines lieben Zädenplätzchens in den Sinn kommt.“ Natürlich mußte sogleich bei der ersten Ankunft eine Überschreitung des Wässerleins auf den herausragenden Steinen versucht werden; nichts konnte ja leichter sein — platsch! Da lag auch schon mein Bruder mit dem rechten und meine Base mit dem linken Bein darin. Vater, welcher uns diese Kunst nun lehren wollte, teilte nach zwei Sprüngen dies Schidjal. Der Erfolg war der, daß alle drei sogleich zu Bett mußten, bis trockene Kleidung ausgepackt war. Das Haus, dessen Flur „Mosaikfußboden“ hatte, d. h. mit großen Seldsteinen gepflastert war, hatte für mich 2 besondere Anziehungspunkte: links vom Eingang war die Sattlerwerkstatt unseres trefflichen hauswirts, darin in einer jederzeit offenen Kommode Lederabfälle. Was habe ich dort für schöne Geschirre für meine kleinen Holzpferde, was für seine Säbelkoppel für mich und meine Freunde geschnitten und genäht. Die zweite „Attraktion“ war ein kleines etwa 25 cm hohes Schieberfensterchen in der hintern Giebelstube, welches von dem kleinen Burschen unzählige Male zum Aus- und Einslettern benutzt wurde; das war ja „viel bequemer“ als durch die Türe zu gehen. Unter Wirt, ein kleines, hogere Männchen, war in mancher Hinsicht ein Original. Abends, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk mit seinem schwarzen Seidenkäppchen vor der Haustüre stand, und für den nächsten Tag ein größerer Ausflug unversehens geplant war, hieß es oft: „Na, Meister G., wie wird morgen das Wetter werden?“ Man glaubte natürlich von dem alten Gebirgler jetzt die konzentrierte Weisheit zu erfahren. Dann blinzelte er nach dem Himmel, neigte den Kopf bedächtig hin und her und meinte: „s temperiert“. Eines Tages kam in einem feinen Wagen mit 4 prächtigen Rappen auf Gummirädern — damals gab's das noch — eine sehr begütigte Dame jener Gegend vorbeigerauscht. Der alte G. stieß meinen Vater an und äußerte: „Das ist die Frau H., die hot Wärg um de Beene.“ Nebenan der alte Schmier war für mich insofern eine Merkwürdigkeit, als er an einem Ohr einen Ohrring trug — ein Mann mit einem Ohrring, noch dazu mit einem — das war mir noch nicht vorgekommen. Besonders gern ging ich zu dem schräger über wohnenden alten, freundlichen Krämerpaar Kr. Was barg der Laden dort für Schätze! Sie hatten aber auch rein alles, dort fand sich die Schokolade bei der Schmierseife und den Holzpuppen, der Kaffee neben dem Schreibpapier, Peitschen Schnüre, Bleistifte, Butter, Zett, Stahlfedern, Kämme, Scheuerlappen, Bonbons, kurz alles einträglich bei einander, und wie es in dem Laden roch — herrlich. Da mein Vater und die Brüder mit Vorliebe dem Billardspiel huldigten, wurde viel ins Gasthaus „zum deutschen Kaiser“ — damals Witwer — gegangen. Alle halbe Stunde ertönte dann der Ruf: „Herr Witwer, ein Kind!“ Dieser festgesetzte Familienzuwachs brachte aber den „kinderreichen Witwer“ keineswegs aus der Ruhe, im Gegenteil, er freute sich: je mehr Kinder, desto mehr Verdienst — „Kind“ wurde nämlich dort ein kleines Glas Bier genannt. Mein Vater, ein großer Wasserkreund, nahm öfters mit meinen Brüdern im Zäden zwischen Petersdorf und Wernersdorf ein „Freibad“ an einer Stelle wo das Baden, wenn nicht verboten, so doch wenigstens nicht erlaubt war. Eines Tages tauchten alle drei gleichzeitig. Beim Wiederheraufkommen gegenseitiges Anstaunen — dann großes Gelächter: Jeder war mit einer dicken, schmutzigen Oeltonne überzogen — sie waren in die Abwasser der nahen Fabrik geraten; so rächte sich auf der Stelle die Untat des verbotenen Badens. Damals wurden meist mit der ganzen Familie Fußwanderungen von ziemlicher Ausdehnung unternommen und zwar, vorzugsweise aus „Billigkeitsgründen“, unter Mitnahme von Proviant; von Petersdorf über Kynast-Saalberg-Goldene Aussicht-Hainsfall-Giersdorf-Hermsdorf galt den Meinigen als ein halb- bis Dreiviertel-Tagemarsch. Ich sehe noch die große gelbbraunlederne — damals gab's noch Leder — Umhängetasche, welche, wo es gerade behagte, abgenommen und veranlaßt wurde, ihren unerschöpflichen Vorrat an Butterstullen, kaltem Braten, Schinken, Eiern und sonstigen jetzt sagenhaften Herrlichkeiten herauszugeben. Einmal wurde auf einer großen Steinplatte mitten im Zäden zwischen Vittiolwerk und Kochelfall — meines Vaters Lieblingsweg — geschmaust. War der Ausflug ins Tal zu umfangreich geworden, so richtete man den Rückweg über Hermsdorf ein, ließ sich im Garten des einladenden blühsauberem Gasthauses „zum gold'nen Stern“ bei „Fischern“

nieder und spekulierte a la Hause d. h. auf eine Rückfahrt oder wie man damals noch sagte, auf einen „Retourwagen“ und zugleich a la bâisse, d. h. zu möglichst billigem Preise. Diese Spekulation schlug fast nie fehl, und oftmals fuhr für 50 Pfennige die ganze Familie stolz heim. Überhaupt, das liebe Hermsdorf und der liebe „Gold'ne Stern“ — Ich habe im Laufe der Jahre fünf Generationen der Fischerschen Familie dort kennen gelernt. Die alte „Großmutter“, die trotz ihrer 80 Jahre mit den Hühnern aufstand und bis spät in die Nacht hinein schaffte, die hübschen, stattlichen „alten Fischer“ mit ihrer schmucken Tochter, der stets rührige Gustav mit seiner netten Frau, alles so brave fleißige ehrenhafte Leute. Wie tief schmerzlich war es mir, als ich, in gewohnter Weise eines Tages dort ankehrend, einen fremden Namen auf dem Schild las und erfuhr, daß die Aera Fischer vorüber sei. — Das Wandern war damals wohl gewöhnlich, aber nicht so sicher und „sich des rechten Weges wohl bewußt“, konnte der Wanderer die Gegend durchstreifen. Der „R.-G.-D.“ bestand noch nicht und die Wegweiserfrage lag noch recht im Argen. Man war oft auf die Auffünfte der Holzarbeiter angewiesen, die nicht immer sehr lichtvoll waren. So wurde uns bei einer Koppenpartie auf die Frage nach dem richtigen Wege erwidert: „Immer 'nuf, durch a Pusch uf a Kupp.“ In jener „Gründerzeit“ haben wir natürlich dort auch so manche Gründungen mitangesehen, bei einer sogar mitgeholfen, nämlich beim Moltkesels. Ich entsinne mich noch gut des ersten Ausfluges dorthin. An der Stelle etwa, wo jetzt das stattliche Gasthaus steht, befand sich damals eine kleine Holzbude, in welcher, wenn ich nicht irre, Milch und Schnaps verschenk wurde, auch eine Petition um Erteilung der Schankconcession zur Unterschrift auslag. Diese wurde denn auch pflichtschuldig von den sämtlichen Vätern unserer damals großen Gesellschaft unterzeichnet; aber nicht nur von ihnen, sondern es gelang mir, dem kleinen Gernegroß, in einem unbewachten Augenblick mich der Feder zu bemächtigen und meinen richtigen Sextanernamen ebenfalls unter das Schriftstück zu setzen. Wer will bezweifeln, daß der glückliche Erfolg lediglich dieser Unterschrift zu danken war? — Naturgemäß wurden wir bei dem treulichen Wiederkommen Jahr für Jahr mit den Wirtinnen der so oft besuchten Stätten bekannt und in gewissem Sinne befreundet. Da war insbesondere „Mutter Liebig“ in Saalberg, die stets freundliche und tätige Frau, die schon als junges Mädchen uns so manches Mal Milch, Bier und die köstlichen Saalberger Kirschen freudenze (eine sehr empfehlenswerte Zusammenstellung, die dann auch ihre Wirkung nicht verfehlte). Noch heute gehe ich nie an ihrem Hause vorüber, ohne sie mir herauszurufen und mit ihr von alten Zeiten und ihren sowie meinen Dahingegangenen Lieben zu plaudern. Im vergangenen Sommer lehrte ich, vom Kynast kommend, einen Augenblick in der „Kaiser Wilhelm-Baude“ ein; als ich beim Weggehen im hausfür der Wirtin meinen Gruß biete, tönt es zurück: „Ja, sind Sie nicht der Herr aus Th...?“ Ich bejahte verwundert, worauf sie sich als Tochter von „Mutter Liebig“ zu erkennen gab. Ich habe mich herzlich gefreut, zu sehen, daß ich auch von ihr noch nicht vergessen war. Mit Vorliebe wurden von Petersdorf aus der freundliche Hain in Wernersdorf, sowie der Vogelberg und die Bibersteine besucht. Punkte mit herrlichster Aussicht auf Tal und Hochgebirge, wo heutzutage der „Herdenwanderer“ kaum hinkommt. Die Bibersteine hat seiner Zeit mein Vater in einem kleinen Gedicht im dortigen Fremdenbuch gefeiert, welches ich hier wiedergeben möchte. Es war, wie ich vorausachte, im Sommer 1875, der Juli war fast völlig verregnet und am ersten Tage nach dieser Regenperiode wurden die Bibersteine besucht. Das Gedicht lautete:

„Woher der Name Biberstein?
Woher mag er gekommen sein?
So frug ich mich im vorigen Jahr.
Als ich hier im Gebirge war.“

Was früher eine Frage war,
Jetzt ist die Antwort sonnenklar.
Drei Wochen regnet es gewiß,
Für Biber wär's ein Paradies.
Doch weil wir keine Biber sind,
So wagten wir's bei günst'gem Wind

Und mit des alten Rheines Wein
Scheint uns der Sieg beschert zu sein.
Mit jedem Glas wird's heller schon,
„Weg mit der Biberpassion!“
Vom Hals weit in das Tal hinein!
„Hoch leb' der Blick vom Biberstein!“

Nun zum Schluß noch einmal zurück zum Petersdorfer Hause. Ich habe es, da wir Umstände halber später in anderen Orten des Riesengebirges Sommeraufenthalt nahmen, erst nach Jahren wieder gesehen, aber nicht das Haus, sondern seine Trümmer. An einem der ersten Augusttage 1897, nach der furchtbaren Überschwemmung, wanderten wir von Schreiberhau zu Tal. Petersdorf bot den Anblick entsetzlichster Verwüstung. Am linken Zadener Abwärts, ein Stück unterhalb der „Steinschänke“ gelangte ich schließlich im Niederdorf an eine Stelle, wo aus tobenden Fluten die Vorder- und 2 halbe Giebelwände eines Hauses herausragten — das alte G'sche Haus. Inmitten dieses Mauerrestes gewahrte ich an der Wand ein einziges Möbel, ein altes schwarzes Ledersofa, und ich erkannte die Lagerstätte, auf welcher ich manch' seligen Kindertraum geträumt hatte. — Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß mir die Tränen kamen. Leider ist es mir in den letzten Sommern nicht möglich gewesen, das alte gute Petersdorf wieder zu durchwandern, aber ich habe den Vorsatz, in den nächsten Gerichtsferien, wenn ich — will's Gott im Frieden — zum vierzigsten Male meine lieben Riesenberge bereise, diese Stätten einer glücklichen Kindheit aufzusuchen.

Siegfried Sieber: Bei den deutschen Gebirgstruppen. Hesses Volksbücherei 25 Pf. Der Verfasser steht bei unserer Gebirgstruppe in Schmiedeberg, war im Felde und ist wieder im Felde. Sein Schriftchen ist trotz seiner Kleinheit ein Juwel in der jetzt schon sehr angewachsenen Literatur über den Krieg. Im großen Orchester der Kriegserlebnisse bringt dies kleine Instrument seine besondere Klangfarbe zur Geltung. Er ist in den Karpathen mit dabei gewesen, hat in der Bułowa gelebt, ist in Serbien eingerückt, hat mit Spionen zu tun gehabt, kleine Romane durch Zufall erlebt, unsere Türken kennen gelernt. Er hat nicht bloß tapfer gekämpft und alle Strapazen mit rühmlichem Mut ertragen, er hat nicht nur viel gesehen, nein, er hat auch Auge, Herz und Verstand mitgebracht, um das, was er erlebt, richtig und wahrhaft schildern und in das Ganze einordnen zu können. Auch am Phantasie fehlt es ihm nicht — und nicht bloß die Leser der Kriegsgeschichte werden auf ihre Rechnung bei diesem Schriftsteller kommen, der mit sicherem Stil nicht auf Effekt ausgeht, aber auch das nicht meidet, was dem harten Kriegsleben einen rossigen Schimmer verleiht.

Frau Marie Hoppe †. Eine der ersten und hervorragendsten Förderinnen der Spitzindustrie im Riesengebirge, Frau Marie Hoppe, ist im Alter von 85 Jahren gestorben und am Montag, den 25. Juni bestattet worden. Die Anfänge der Spitzennäherei im Riesengebirge gehen auf das Jahr 1855 zurück. Damals richtete dort aufgrund eines mit der preußischen Staatsregierung geschlossenen Vertrages der fachkundige Berliner Fabrikant Johann Jacob Wechselmann die ersten Spitzenschulen ein, und an der Schmiedeberger Schule waren auch Frau Hoppe und ihre Schwester, Frau Berta Weinhold, als Lehrerinnen beschäftigt. 1880 übernahmen sie die Schmiedeberger Schule selbst, die späterhin von Frau Hoppe in Gemeinschaft mit ihrer Tochter, Frau Margarete Siegert, geleitet wurde. Die künstlerischen Erzeugnisse dieser Schule erregen vielfache Anerkennungen und haben den Ruhm der schlesischen Nähpüsse auch ins Ausland tragen helfen. Als 1897 die Kaiserin in Schmiedeberg weilte, ließ sie sich Frau Hoppe vorstellen, um sie durch eine ehrende Würdigung ihres Wirkens auszuzeichnen. Hernach wurde Frau Hoppe zur königlichen Hoflieferantin ernannt, und jetzt hat an ihrer Grabstätte die Kaiserin durch den Landrat Dr. von Bitter eine prachtvolle Kranspende niederlegen lassen. Die Spitzenschule wird von Frau Margarete Siegert, der Gattin unseres so tätigen Vorstandsmitgliedes Ulrich Siegert, weitergeführt.

Jubiläum der Josephinenhütte. Auf ein 75jähriges Bestehen kam am 7. Juli d. Js. die Gräflich Schaffgotsch'sche Josephinenhütte (Kunst-Glas-Fabrik) in Schreiberhau zurück. Im Jahre 1842 wurde im obersten Teile von Schreiberhau in landschaftlich schöner Lage an der nach Böhmen führenden Zollstraße von dem damaligen Besitzer der freien Standes-

herrschaft Kynast, Leopold Grafen von Schaffgotsch auf Warmbrunn die noch heut bestehende Glashütte erbaut, die zu Ehren seiner Gemahlin Josephine Gräfin von Zieten, den Namen „Josephinenhütte“ erhielt. Am 7. Juli 1842 wurde der Betrieb der neuen Glashütte eröffnet und deren Leitung dem 1813 in Harrachsdorf in Böhmen geborenen Franz Pohl übertragen. Pohl, der zuerst in Prag, dann auf dem „Gewerbe-Institut“ der späteren technischen Hochschule Chemie und Technologie studiert und ausgedehnte Studienreisen nach den böhmischen und bayrischen Glashütten unternommen hatte, hat trotz des damaligen Fehlens aller Verfehrsmittel die Josephinenhütte rasch zu hoher Blüte gebracht. Ihm verdankt die Hütte ihren Ruf als Weltfirma. Die Wiederdeckung der Mischung des den Römern bekannten weißen Emailglases sowie die seit langem verloren gegangene Kunst der Herstellung der berühmten venetianischen retifizierten Gläser sind Verdienste Pohls, die seitens der Regierung mehrfach anerkannt wurden. Die Erzeugnisse der Josephinenhütte erregten bereits wenige Jahre nach ihrer Gründung in den weitesten Kreisen Aufsehen. Auf den Weltausstellungen von London, Paris, Wien u. a. wurden die künstlerischen Leistungen der Josephinenhütte durch hohe Auszeichnungen anerkannt. Auch nach dem 1884 erfolgten Tode Franz Pohls hat die Josephinenhütte unter ihren späteren Leitern ihren künstlerischen Ruf im In- und Auslande zu wahren gewußt. Durch den 1907 erfolgten Neubau einer modernen Glasschleiferei hat der Hüttenbetrieb eine wesentliche Erweiterung erfahren. Seit Januar 1914 hat die Gräfliche Verwaltung den Chemieprofessor und Leiter der Versuchsglashütte an der l. t. f. kunstgewerblichen Fachschule für Glasindustrie in Haida (Böhmen) Rudolf Hohlbaum als hüttendirektor angestellt, unter dessen Leitung die Josephinenhütte sich auch in der Kriegszeit trefflich weiterentwickelt hat.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf: Des Glüdes Brüder. Spruchgedichte, 1,20 M. Fr. Seybold's Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., München. Der Verfasser gilt als einer der bedeutendsten Spruchdichter der heutigen deutschen Literatur. Seine Sprüche, die gemittele Tiefe, Stimmungskraft und Edelinn vereinigen, haben als wirklich poetische Leistungen bereits weiteste Verbreitung gefunden und sind Allgemeingut des deutschen Volkes geworden. Oft gehen sie ohne Verfassernamen — wie das echte Volkslied — durchs Land und weisen goldene Wegkräfte, Richtung und Ziel. Das Erlesenste aus Müller-Rüdersdorfs reicher Spruchernte bietet das vorliegende Bändchen. Der Verfasser ist uns besonders als erster ausgesprochener Jägerdichter wert, der mehr als Heimatbedeutung erlangt hat.

Klinz und Slüsse, von Roland Betsch verfaßt und von Georg Schüß bebildert. 1,50 M. Bergstadtverlag, Breslau. Es dürfte wohl das erste Buch sein, das in wahrhaft herzfrischer Lebendigkeit und mit einem unverwüstlichen Optimismus das strahlende Licht und die tiefen Schatten des Sliegerlebens in humoristische Form gewandelt, aber trotzdem in treffender Übereinstimmung mit der Wirklichkeit dem Leser vorausführt. Unsere Sliegerwaffe hat in diesem Kriege einen staunerregenden Sprung in der Vorwärtsentwicklung getan, und wenn auch das deutsche Volk die beispiellosen Leistungen unserer Slieger voll anerkannt hat, so haben doch die wenigsten einen rechten Begriff von dem Werdegang eines Sliegers mit seinen launischen Vorgängen und sprunghaften Zufällen. Wer also hier einen Blick hinter die Kulissen werfen und dabei gleichzeitig wertvolle Stunden der Erheiterung genießen will, dem kann dieses von fachmännischer Seite geschriebene und mit ergötzlichen Zeichnungen geschmückte Buch nur warm ans Herz gelegt werden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg.

Der Anzeigen-Umschlag zur vorliegenden Ausgabe des „Wanderer im Riesengebirge“ mußte, da die Beschaffung des geeigneten Papiers nicht möglich war, leider wegfallen. Zur Vermeidung weiterer Unterbrechungen in der Anzeigenveröffentlichung bei etwa anhaltender Papierknappheit ist ein Provisorium in Aussicht genommen, über dessen Form zur Zeit zwischen dem Hauptvorstand und der Verlagsdruckerei Verhandlungen schwelen.